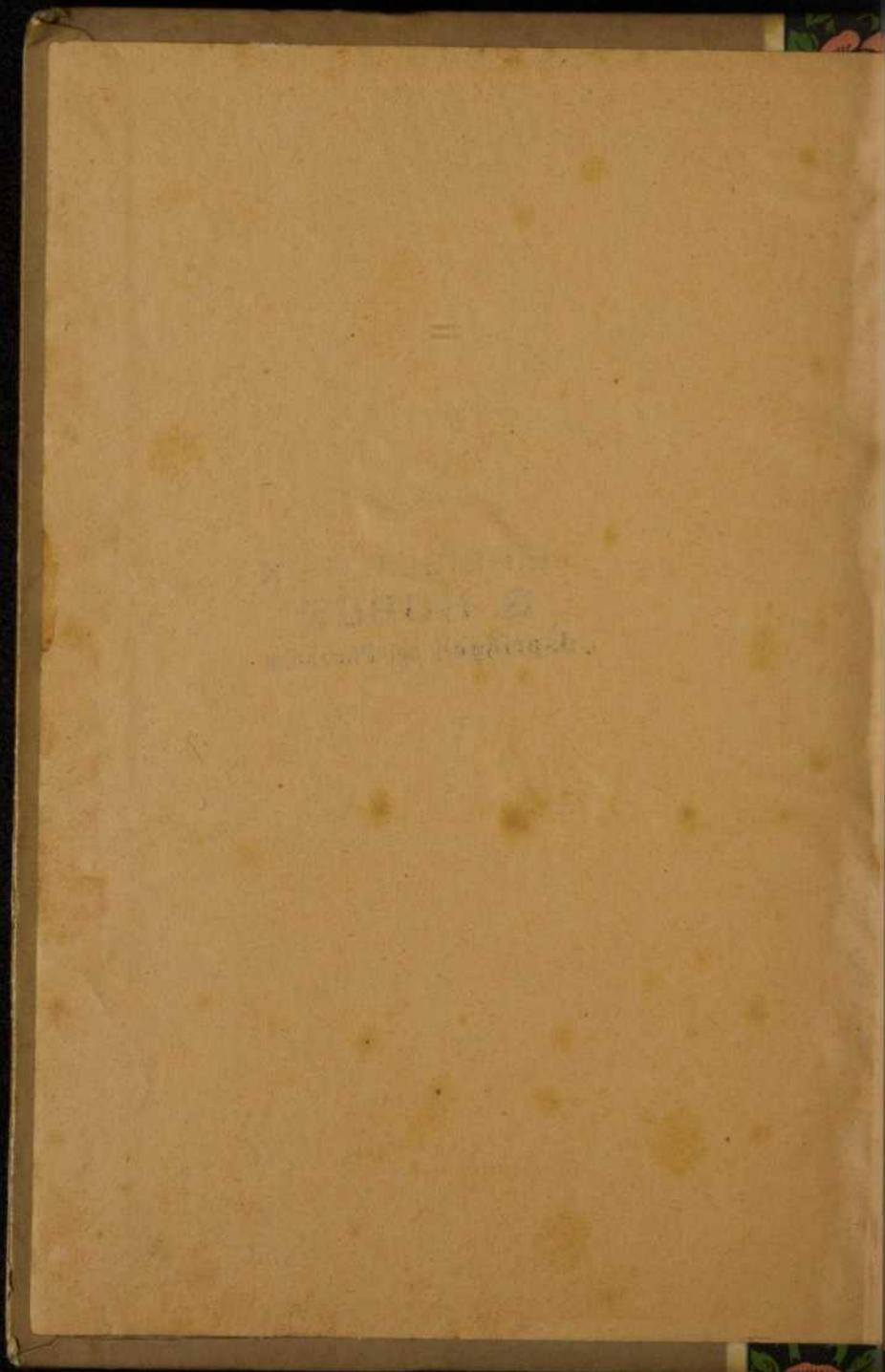




Daheim
und draussen.

Von G. W. Lose.







Er wurde zum Kornschäufeln verwendet.

3782

Daheim und draußen.

Erzählung

von

G. W. Lofe.



Konstanz.

Buch- und Kunstverlag Carl Hirsch A.-G.

Copyright 1914 by
Book and Art Publishing Co. Carl Hirsch A. G.
Constance (Germany).

Inhalt.

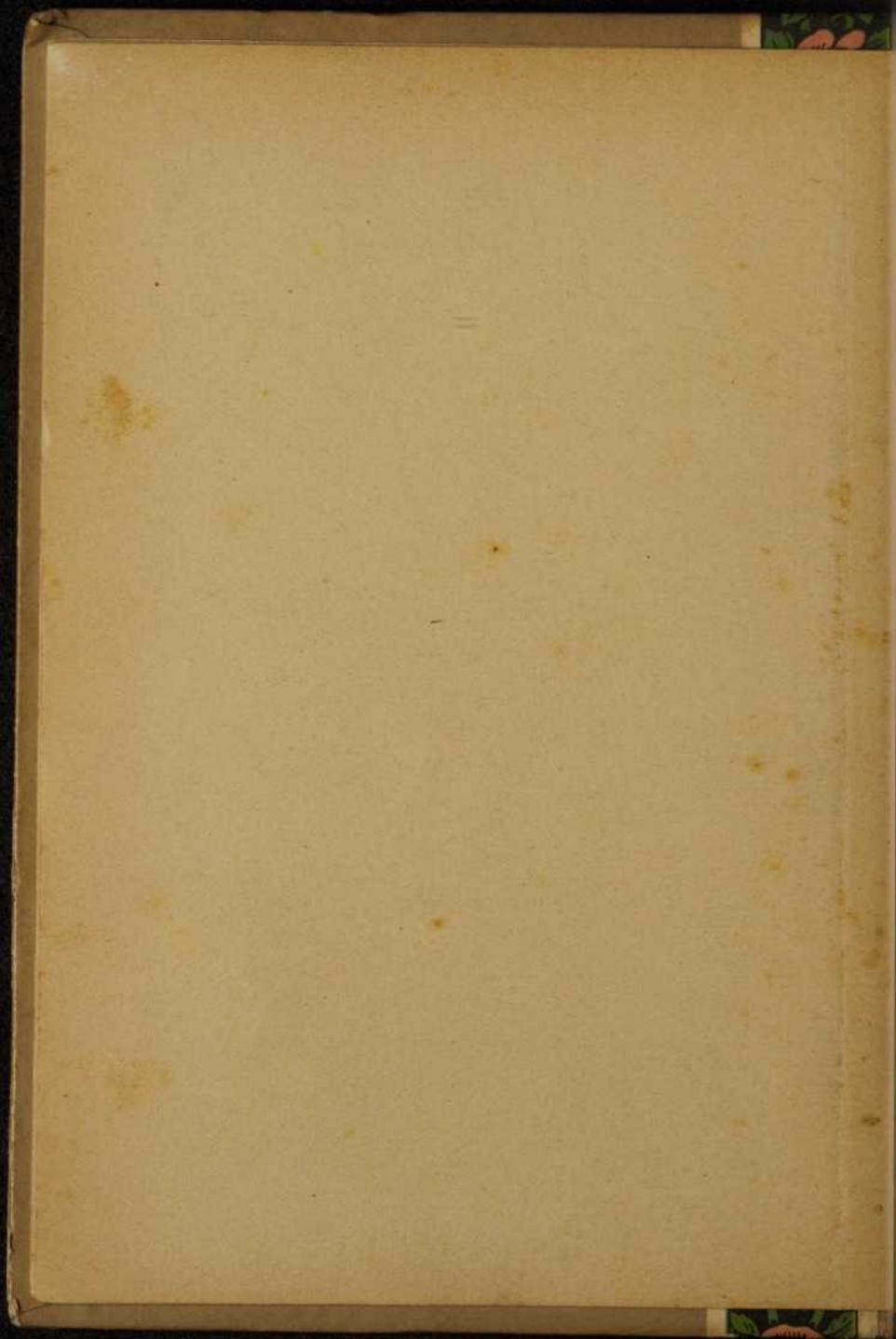
Erstes Kapitel: Ein glückliches Familienleben.

Zweites Kapitel: Fern über Land.

Drittes Kapitel: Ein Sonntag auf dem breiten Weg.

Viertes Kapitel: Üble Folgen.

Fünftes Kapitel: Zweierlei Heimkehr.



Erstes Kapitel.

Ein glückliches Familienleben.

Im Herzen des Tiefgrunddistriktes, am Ende einer alten Obstbaumpflanzung steht die Behausung, in die ich meine lieben Leser mit mir einzukehren bitte. Zu der Zeit, in der meine Erzählung spielt, hieß der Platz Solitude. Das ist ein passender Name für manchen Landsitz, den ich schon gesehen, aber in diesem Falle paßte er ganz und garnicht. Die Bewohner des Hauses hießen Bedfield, rührige, fleißige Leute, soweit ich sie kennen gelernt habe. Jedenfalls der hochverehrte Ahnherr der Familie, Esra, von dessen Abenteuern und Heldentaten der jüngste Sproß des Hauses manch interessantes Stücklein zu erzählen weiß, hatte ein ungewöhnlich bewegtes Leben voll Mühe und Arbeit gehabt. Er war einer von den Pionieren Ostpennsylvaniens gewesen. Als ganz junger Mann hatte er sich inmitten der dichten Wälder dieses Staates niedergelassen und mit starkem Arm und unverdroffenem Mut mit seinen rohen Werkzeugen manche Morgen Wald und Buschland in fruchtbares Ackerfeld verwandelt. Nach



Jahrzehnten haben seine Nachkommen die Früchte seiner Arbeit und seines aufopfernden Sinnes zu genießen gehabt.

Während aber die meisten von ihnen nur etwas von seinem Landbesitz erbten, trat Aša, ein Abkömmling der zweiten Generation, auch als Erbe seines haushälterischen und tatkräftigen Wesens ganz in die Fußstapfen seines würdigen Ahnherrn. Nie war das alte Haus besser im Stand, nie die Farm so ertragsfähig gewesen, wie unter dem unermüdlischen Aša. Wenn der alte Esra nach hundert Jahren hätte noch einmal hereinschauen und das völlig umgebaute und vergrößerte Wohnhaus, die modern angelegte Scheune, die geräumigen Schuppen, die Fütterungseinrichtungen und Schafställe, den wohlgepflegten Baumgarten und die fruchtbaren Äcker sehen können, die so rein von Dornen und Unkraut gehalten waren, als es unermüdlische Sorgfalt und treuer Fleiß irgend zuwege bringen konnten, er hätte sich nicht mehr ausgekannt. Und wenn der verewigte Patriarch vollends gesehen hätte, daß seine Enkel und Urenkel seinen Glauben nicht allein mit Worten, sondern mit der That und in der Wahrheit bekannnten, so hätte er sicher seine helle Freude



daran gehabt. Ja, Solitude war keineswegs, wie sein Name anzudeuten schien, ein stilles Ruheplätzchen, sondern ein Ort, wo alle Hände sich in fleißiger Arbeit regten.

Es hatte seinen Namen von einer unverheirateten Tante, die lange Jahre Lehrerin an der Distriktschule gewesen und zu der Zeit, da unsere Erzählung beginnt, längst gestorben war. Sie hatte sich seinerzeit der edlen Dichtkunst hingegeben und war manchmal ein wenig übergefühlvoll gewesen. In einer solchen Anwendung hat sie in einem kleinen Gedicht ihrem Haus den Namen Solitude gegeben. Das war ein schöner Name und gefiel auch den Nachbarn wohl. Und so heißt der Platz heute noch Solitude.

Also, wie gesagt, ein beschauliches Leben wurde dort nicht geführt. Im Winter gab es mit der Versorgung der Pferde, Ochsen, Kühe und Schafe und des Geflügels Arbeit genug. Auch gab es Holz zu schlagen, Sägstämme zuzurichten und Milch zur Bahn zu bringen. Im Frühling wurde gerodet, gepflügt und geackert, während die Obstbäume und Veerenanlagen beschnitten und die Gärten mit Schaufel und Hacke instand gesetzt werden mußten.



Dann kam der lange Sommer mit seinen mancherlei Geschäften, bei denen sämtliche Familienglieder fleißig mithalfen. Und der Herbst brachte erst recht keine Ausspannung. Da mußte der Ertrag der Bäume und Äcker eingeheimst und für den Winter aufbewahrt oder zu Markt gebracht werden.

So war es Jahr für Jahr. Jede Jahreszeit brachte ihre Pflichten mit sich, und Asa Beckfield war nicht der Mann, dem das Geschäft zu viel wurde.

Beckfields waren bei aller Arbeit glückliche Leute. Es gibt habfüchtige, geldgierige Menschen, die mit lauter Rennen und Jagen nach den Gütern dieser Welt sich um alle Lebensfreude bringen. Sie kommen vor lauter Arbeit nicht dazu, sich des Lebens zu freuen. In ihrer tollern Geldgier fügen sie nicht bloß ihrem Leib, sondern vor allem auch ihrer Seele Schaden zu. Das konnte man von den Bewohnern von Solitude nicht sagen. Asa Beckfield ging nicht so völlig in seinem irdischen Beruf auf, daß er nicht auch noch Zeit zur Erfüllung höherer Pflichten gehabt hätte. Er war ein Christ und nannte das wertvollste Geschenk, das der Himmel einem Mann bescheren kann, sein eigen, ein christliches Weib. Als Christen hielten sich die beiden natürlich auch zur



Kirche. Das war ihnen eine Quelle reicher Freude. Sie gehörten zu der Zahl derer, die von sich sagen konnten: „Ich freute mich über die, so mir sagten: Laßt uns ins Haus des Herrn gehen.“ Jeder Sonntag war ihnen wie eine Oase auf der Wüstenwanderung des Lebens. Darum erfüllten sie auch ihre kirchliche Pflichten mit Freuden und nicht mit Seufzen. Mein, Bedfields waren keine Sklaven ihres irdischen Berufs. Aber sie waren eifrig und treu in demselben. Und wer dürfte das nicht sein? Eifer und Treue in einem richtigen Beruf erhält den Menschen gesund und macht ihn glücklich.

Wenn auch zuweilen mit müden Gliedern und schmerzenden Muskeln versammelte sich die Familie dreimal täglich fröhlich und vergnügt um den reichbesetzten Tisch. In gleich fröhlicher Stimmung saßen sie am Feierabend auf der geräumigen Veranda oder ums flackernde Herdfeuer. Da wurden landwirtschaftliche Fragen besprochen, Bücher und Zeitungen gelesen, Schulaufgaben gemacht und zum Ergötzen von jung und alt manch Spiel und Kurzweil getrieben. Dann und wann kamen auch ein paar Freunde zu einem gemüthlichen Plauderstündchen oder ging die ganze Familie zusammen für den



Abend in die Nachbarschaft. Asa hielt die Freuden der Geselligkeit keineswegs für überflüssig. „Arbeit ohne Vergnügen macht trübselige Leute,“ pflegte er zu sagen.

Trotz ihrer Weltabgeschiedenheit fühlten sich die Bewohner des Tiefgrunddistrikts doch keineswegs einsam. Sie hielten um so fester unter sich zusammen. Fast alle Familien hatten sich der Matthäusgemeinde angeschlossen. Sämtliche Schüler der Distriktschule außer einem waren getaufte Mitglieder der Gemeinde, und diese selbst glich einer großen Familie, deren Glieder durch so viele gemeinsame Interessen miteinander verbunden waren.

Auch außer Asa Beckfield gab es noch eine ganze Menge Leute, die neben der Arbeit auch auf das Vergnügen etwas hielten und immer für Unterhaltung und Abwechslung sorgten. Selbst im Sommer, wann es auf jeder Farm alle Hände voll zu tun gab, wurde ab und zu auf irgend einer Wiese ein Strick- und Nähverein abgehalten. Das geschah auf Veranlassung des Frauenhilfsvereins. Regelmäßig wurden dabei nach getaner Arbeit gegen angemessene Bezahlung Erfrischungen herumgereicht. Derartige Veranstaltungen dienten hier übrigens keineswegs



dem Zweck, die nötigen Mittel für den Pfarrgehalt oder für die Ausmalung der Kirche aufzubringen. Diese einfachen Leute waren gewohnt, die kirchlichen Bedürfnisse aus ihrer eigenen Tasche zu bestreiten. Gleichwohl hatten die Frauen eine Kasse, der sie bei jeder Gelegenheit Mittel zuzuführen trachteten, ohne immer einen bestimmten Zweck im Auge zu haben.

Wenn die Erfrischungen eingenommen waren, blieb man noch eine oder zwei Stunden gemütlich beisammen. Meist wurde Barlauf, Taschentuchsuchen und Blinde Kuh gespielt. Da tat alles mit. Keines hielt sich für zu alt oder zu jung oder zu corpulent. Was für ein Schnauben und Puffen, wenn eine der dicken Mütter eines der kleinen Kinder haschen oder wenn einer von den Vätern den Jungens zeigen wollte, daß er auch noch jung sei! Wie herzlich lachten alle, wenn eines der jungen Mädchen sich nicht haschen ließ von einem Jungen, der sich für den flinksten Läufer in der Gegend hielt oder wenn einer der jungen Männer, der sich extra schön angezogen hatte, stolperte und fiel und ein ganzes Duzend Mädchen und Jungens über ihn hinfielen! Beleidigt oder verstimmt sein gab es nicht; das wäre



eine Schande gewesen! Alles war vergnügt. Jedermann ging fröhlich nach Hause. Jede Familie hatte Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen für einen ganzen Monat.

Bei weitem die beste Zeit die Geselligkeit zu pflegen war aber der Herbst und Winter. Wenn in einer der benachbarten Familien Krankheit oder sonst eine Not eingelehrt war, betrachteten es die übrigen als ihre heilige Pflicht, der bedrängten Familie beim Dreschen oder Holzmachen zu helfen. Da wollte keiner fehlen. Es wurde ein bestimmter Tag ausgemacht und alle eingeladen. Am festgesetzten Tag erschienen dann die Männer und jungen Leute zur Arbeit, während die Frauen und Mädchen in wohlgefüllten Körben alles nötige zum Essen herbeischafften. Die Mahlzeit selber wurde in der Scheune auf improvisierten Tischen eingenommen, unter so lebhafter Beteiligung allerseits, daß einem zimperlichen Stadtkind Hören und Sehen vergangen wäre, ganz abgesehen von der Unterhaltung, die oft wahre Lachsalven auslöste.

Alle waren darauf aus, daß das selbstaufgelegte Arbeitspensum ziemlich früh am Nachmittag erledigt wurde; denn bei jeder derartigen Gelegenheit



wurde großer Wert darauf gelegt, daß man auch ein Stündchen gemütlich zusammen sein konnte.

War dann der Winter ins Land gezogen, wo man weniger mehr im Freien zusammenkommen konnte, freute sich alles auf die Buchstabierwettstreite, welche von dem Lehrer der Distriktschule veranstaltet wurden. Das war aber etwas, was mit den sonst üblichen Veranstaltungen dieser Art gar keine Ähnlichkeit hatte. Nichts Einstudiertes und von langer Zeit her Vorbereitetes, sondern ganz nach dem alten Stil und so, daß kein Beteiligter auch nur das geringste vor dem anderen voraus hatte. Auch war es nicht nur für Kinder, sondern die älteren Leute taten gleichfalls mit. Die Väter und Mütter hatten die schweren Wörter schon so oft buchstabieren gehört und waren mit den Rechtschreibregeln nachgerade so gut bekannt, daß auch dem Schwächsten nicht bange war. Na, wie diese Farmer buchstabieren konnten! Jeder war seiner Sache sicher und brannte darauf, es zu zeigen. Der Andrang war groß, da kaum jemals einer nicht mittun wollte.

Besonders beliebt waren die eigentlichen Buchstabier-Wettkämpfe. Väter und Mütter, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen traten da



gleichermaßen wie die Knaben und Mädchen auf den Plan. Allgemeine Stille herrschte und man hörte nur die Stimmen der unmittelbar Beteiligten. Auch wenn ab und zu Fehler vorkamen, erlaubte sich niemand eine Bemerkung fallen zu lassen. Erst am Schluß wurde es wieder laut. Stolz erhoben sich die Sieger und marschierten triumphierend hinaus, während die andern, wie es üblich war, sitzen blieben, bis sie draußen waren.

Ebenso beliebt waren die Singstunden, obwohl die Beteiligung der Älteren dabei weit geringer war, als bei den Buchstabiergelegenheiten. Die Leitung lag gewöhnlich in den Händen Asas und seines Sohnes Warren. Die Leute im Tiefgrund sangen nicht schlecht. Geschulte Stimmen waren es ja allerdings nicht, aber die meisten verfügten von Natur über ein reiches Maß von Stimmbegabung, und Fleiß und Eifer hatten nicht wenig dazu beigetragen, daß die Matthäusgemeinde auf die Leistungen ihres Kirchenchors stolz sein konnte. Asa Bedfield galt unbestritten als ein ausgezeichnete Tenor, als aber sein Sohn Warren sein achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte, machte er mit seinem Baß dem Vater entschieden den Rang streitig.



Am schönsten und großartigsten war es natürlich am Weihnachten. Jedenfalls bei Bedfields. Da war eine ziemliche Anzahl Kinder, und da Weihnachten in erster Linie ein Fest der Kinder ist, wurde seinem Kommen stets mit besonderer Begeisterung entgegengesehen.

Asa war überdies Leiter der Sonntagschule, und seine Bemühungen, jedes Jahr die Weihnachtsfeier immer noch schöner zu gestalten, als das vorige Mal, hatten den Erfolg, daß diese Feiern mit jedem Jahr mehr Anklang fanden. Seine Begeisterung für die Sache wirkte förmlich ansteckend: alt und jung sah der Wiederkehr des Festes mit sehnsüchtiger Erwartung entgegen. Alle wollten den Tag würdig begehen und jedes wollte auch bei der kirchlichen Feier mitwirken. Die Einübung der Gesänge, Wechselgespräche und Deklamationen der Kinder und die Dekoration der Kirche kostete viel Mühe. Niemand leistete darin dem Sonntagschulleiter und dem Pastor so hilfreich Beistand, wie Warren. Ja, nach Asa Bedfields Dafürhalten, war das gerade das schönste am ganzen Fest, daß sein ältester Sohn so ganz mit Leib und Seele bei der Sache war. Er hatte sich schon oft im Stillen Gedanken darüber



gemacht, wer wohl, falls er sich eines Tages genötigt sehen sollte, sein Amt niederzulegen, sein Nachfolger werden würde. Jetzt, nachdem Warren achtzehn Jahre alt geworden, machte ihm diese Sorge nicht weiter zu schaffen.

Wie stolz war er gewesen, als einmal mitten in den Vorbereitungen für die Weihnachtsaufführung er und der Pastor am Erscheinen verhindert waren und sein ältester Sohn die Proben ganz allein zu allseitiger Befriedigung leitete! Ganz übergücklich aber war er vollends, als am nächsten Weihnachtsfest der junge Mann nicht nur im Chor mitwirkte und die andern beim Gesang unterstützte, sondern auch bei einem Wechselgespräch für einen abwesenden Schüler in die Lücke trat. Andernfalls hätte die ganze Nummer vom Programm abgeseht werden müssen. Auch die übrigen Gemeindeglieder freuten sich, wieder einen Sproß der Familie Beckfield heranwachsen zu sehen, der ein würdiger Nachkomme seines Ahnherrn Esra zu werden versprach, dessen Gedächtnis im Tiefgrunddistrikt noch immer hoch in Ehren stand.



wurde, den weiten Weg zu machen, als seinem Vater. Er war auch mit Freuden bereit dazu und machte sich gleich Anfangs September an die Arbeit.

Der junge Mann freute sich auf diese Fahrten in die Stadt und war auch keineswegs enttäuscht. Er machte auch bald Bekanntschaft mit jungen Leuten seines Alters, mit denen er sich, so lange die Pferde gefüttert wurden und ausruhten, die Zeit vertrieb. Bei seinem umgänglichen Wesen mangelte es ihm nie an Gesellschaft. Gelegentlich traf er auch in der Mühle mit anderen Farmern vom Tiefgrund zusammen und setzten sich dann auf der Heimfahrt alle auf einen Wagen, während sie die anderen ohne Fuhrmann hintendreinfahren ließen.

Einer von seinen neuen Freunden, die er in der Mühle kennen gelernt, war Lorenz Marchand, der sich sehr freundlich zu ihm stellte. Dieser war ein Neffe von Louis Marchand, einem Teilhaber der Firma. Er bekleidete einen hervorragenden Vertrauensposten im Geschäft. Er war bald an der Kasse, bald an der Wage, bald hatte er auch da oder dort in der Stadt ein wichtiges Geschäft abzuwickeln. Er genoß das volle Vertrauen sämtlicher Teilhaber, und Warren schätzte sich glücklich, der Freundschaft eines

solch hervorragenden Geschäftsangestellten wie Lorenz gewürdigt zu sein. Die beiden jungen Leute waren in der That bald innig befreundet.

„Weißt du, daß Onkel Louis ein Auge auf dich hat?“ sagte Lorenz eines Tages zu seinem neuen Freund.

„Wieso?“ fragte Warren.

„Mein Onkel möchte dich gerne anstellen. Du hast ihm durch deine Art zu arbeiten imponiert. Er sagt, er habe noch nie einen Menschen gesehen, der so mit Kornschaufel und Weizensäcken umzugehen verstehe, wie du.“

„Daheim bei uns sind viele, die mir weit über sind,“ entgegnete der junge Mann.

„Wirklich? Die möchte ich doch auch sehen. Ist denn keine Möglichkeit, dich hierher zu bekommen, Warren?“

„Es kommt ganz darauf an, was sie daheim dazu sagen. Vor Abschluß der Fruchtlieferung könnte ich keinesfalls abkommen. Wie steht's denn mit der Bezahlung?“

„Ich habe Onkel sagen hören, zwei Dollars für den Tag zahle er dir gerne.“

„Wird alle Tage gearbeitet?“



„Sechs Tage in der Woche.“

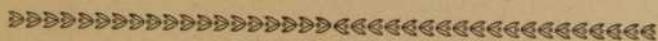
„Das läßt sich hören, Lorenz.“

„Das ist eine sehr günstige Gelegenheit. Die Leute am Elevator sind älter als du und bekommen nur einen Dollars 75 Cents für den Tag. Besinn dich nicht lange.“

„Ich muß erst mit den Meinigen darüber sprechen.“

Warrens Gedanken bewegten sich auf dem Heimweg in ganz ungewohnten Bahnen. Eine völlig neue Aussicht in die Zukunft hatte sich ihm eröffnet. Er war bis jetzt noch nie auswärts in Arbeit gestanden. Sein Vater hatte ihm und seinen Geschwistern immer einige Vergünstigungen zugestanden, ein paar Hühner oder ein Schwein oder ein Lamm oder ein kleines Kartoffelland, so daß er stets über ein gewisses Einkommen verfügte. Er war also schon bisher in der Lage gewesen, etwas auszugeben. Aber zwölf Dollars die Woche! Das wollte etwas heißen. Je mehr er darüber nachdachte, desto verlockender erschien ihm die Aussicht.

Beckfields waren wie aus allen Wolken gefallen, als Warren ihnen sein Herz ausschüttete, und nicht wenig überrascht, als sie sahen, daß der



junge Mann allen Ernstes im Sinne hatte, die Stelle anzunehmen.

„Der Gedanke dich aus dem Hause gehen zu sehen und dazu noch in die Großstadt, ist mir schrecklich,“ sagte die Mutter.

„Es ist auch gar keine Notwendigkeit dafür vorhanden; wir haben Arbeit genug hier für uns alle,“ meinte der Vater.

„Geh doch nicht fort, Bruder,“ baten Grace und Lois, seine jüngeren Schwestern.

„Ich gehe nicht, bevor ich nicht den letzten Wagen Frucht abgeliefert habe,“ sagte Warren.

Isa schaute nachdenklich drein, und die Mutter drang aufs neue in ihn: „Du bekommst es nirgends, wie zu Hause, Warren.“

„Ich kann doch nicht meiner Lebtag zu Hause bleiben, Mutter. Laß mich's doch wenigstens versuchen,“ bat der Sohn.

Die Eltern besprachen die Sache hin und her miteinander und gaben nach zwei Tagen widerstrebend dem Sohn die Erlaubnis. Eine Woche später, am Montag nach Beendigung der Frucht-ablieferung, wurde Warren unter das Personal der William-Penn-Müllereigesellschaft aufgenommen.



Aber so schön er sich die Sache auch anfangs vorgestellt hatte, sah er sich in seinen Erwartungen doch ziemlich enttäuscht. Er wurde zum Kornschäufeln verwendet. Der Raum, in welchem er arbeitete, stand durch einen Schacht mit dem Elevator in Verbindung und er war fast ununterbrochen damit beschäftigt, das von dort zugeleitete Korn wegzuschaffen. Das war eine ermüdend eintönige Arbeit. Die Arbeit an sich scheute er nicht. Er war stark und an harte Arbeit gewöhnt. Aber diese Art von Beschäftigung war ihm zuwider. Schon die ganze Umgebung behagte ihm nicht. Er war völlig von der Außenwelt abgeschlossen; meistens war kein Mensch zu sehen, mit dem er ein paar Worte hätte wechseln können. Wie träge schlichen da die Stunden dahin!

Am Samstag abend ging er heim. Wie freute er sich darauf! Es war ihm, als sei er schon einen ganzen Monat von Hause weg. Welche Wonne war ihm an diesem Sonntag der Besuch der Sonntagschule und des Gottesdienstes! Am liebsten hätte er seine Stelle wieder aufgegeben. Nur die Furcht, von seinen Kameraden ausgelacht zu werden, hielt ihn davon ab. Sein Stolz behielt die Oberhand.



Spät abends fuhr er in die Stadt zurück und meldete sich am Montag in aller Frühe wieder zur Arbeit. Er kam ja in acht Tagen wieder heim und die Woche, hoffte er, würde ihm nicht mehr so lange vorkommen, wie die letzte.

Obchon er tagsüber allein war, hatte er doch jeden Abend Gesellschaft. Lorenz besuchte ihn regelmäßig und die beiden jungen Leute unterhielten sich miteinander oder machten gelegentlich auch einen Gang durch die Stadt. Sie wurden immer enger befreundet. Warren schien es bald fast unmöglich, einen Abend ohne seinen Freund zuzubringen. „Komm gewiß heute Abend,“ sagte er regelmäßig, so oft sie sich nach Geschäftschluß trennten.

„Du bist dumm, daß du jeden Samstag abend nach Hause gehst,“ sagte der junge Marchand eines Abends zu seinem Freund.

„Ich glaube, ich würde es nicht aushalten, zwei Wochen von daheim weg zu sein,“ entgegnete er treuherzig.

„Ach, warum denn nicht? Ich würde doch nicht alle acht Tage die weite Reise machen.“

„Da mache ich mir nichts daraus.“



„Immerhin, aber du weißt garnicht, was du alles versäumst.“

„Versäumst?“

„Na, bei uns jungen Leuten geht's hier am Samstag abend immer lustig zu. Am nächsten Samstag z. B. ist eine feine Vorstellung im Theater. Da muß ich um jeden Preis hin.“

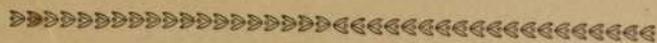
„Was für eine Vorstellung denn?“

„O, eine höchst aufregende. Ein Duell und eine Feuersbrunst und ein regelrechter Faustkampf zwischen zwei der besten Boxer des Landes. Du bleibst doch auch da, nicht?“

„Ich bin bis jetzt regelmäßig alle acht Tage nach Haus gekommen und da werde ich am Samstag jedenfalls erwartet.“

„Dann schreib ihnen ein paar Zeilen und sage ihnen, du könntest diesmal nicht kommen. So etwas siehst du deiner Lebtag nicht wieder. Es wäre eine große Dummheit von dir, wenn du dir diese Vorstellung entgehen lassen würdest. Außerdem findet am Sonntag Nachmittag ein Fußballwettkampf statt. Es wird —“

„Fußball am Sonntag!“



„Na, das macht doch nichts. Das ist hier allgemeine Sitte und alles geht dazu.“

„Ich halte es aber nicht für recht.“

„Da ist nichts dabei. Viele von uns haben eben am Werktag keine Zeit, so etwas mitzumachen. O, das ist ganz schön. Ich habe mich anfangs auch darüber ausgelassen, aber ich bin anderer Meinung geworden. Nein, da ist durchaus nichts dabei.“

„Am Sonntag gehe ich nicht dazu, Lorenz.“

„Du wirst dich wohl auch noch eines Besseren besinnen, wenn du einmal eine Zeitlang hier bist. Siehst du, es läßt sich nun mal nicht anders machen. Alles geht hin. Am letzten Sonntag z. B. sind sechstausend Leute, lauter sehr anständige Leute, dabei gewesen.“

Ich will aber, glaub ich, doch lieber am Samstag heimgehen.“

„Das ist zu dumm von dir, Warren. Was soll denn das für einen Wert haben, wenn du dich gerberdest wie ein alter Mann und bist erst zwanzig? Es ist Zeit für dich, daß du etwas von der Welt siehst.“

Lorenz fuhr fort, ihm immer ernstlichere Vorstellungen zu machen und redete sich dabei in einen



wahren Eifer hinein, je mehr er merkte, daß er Aussicht habe, den Freund herumzubringen. Endlich willigte dieser ein.

Zu guter Zeit traf man sich am Samstag abend und es wurde, wie sich Lorenz ausdrückte, zunächst ein Gang durch die Stadt gemacht. Mit der Straßenbahn gelangten sie rasch an Ort und Stelle. Es war das erstemal, daß Warren bei Nacht ins Zentrum der Stadt kam. Alles erstrahlte im Glanz des elektrischen Lichtes. Immer wieder mußte er stehen bleiben, um diese berückenden Lichtwunder anzustaunen. Da waren funkelnde Firmenschilder und Inschriften in allen Farben, von denen manche völlig in der Luft zu schweben schienen.

„Wie bringen sie denn diese elektrischen Lichter so hoch hinauf und wie befestigen sie dieselben dort?“ fragte Warren verwundert, indem er eins ums andere von diesen feurigen Schildern anstarrte.

„Die sind an Drachen angebunden,“ sagte Lorenz lachend.

„Nein, das ist nicht wahr; so grün bin ich doch nicht, um das zu glauben.“

„Sie befinden sich oben auf den Dächern,“ sagte jetzt Lorenz im Ernst. „Dort die rote Flasche,



die ihren Inhalt in ein Glas entleert, ist auf dem Lehigh-Hotel. Und jene rollenden Räder dort auf dem Zeitvertreibtheater.“

Jetzt kamen sie ins Geschäftsviertel der Stadt und befanden sich mitten im Gedränge der hastig nach allen Richtungen dahineilenden Fußgänger. Glänzend erleuchtete Ladenfenster, mit kunstvoller Pracht ausgestattet und mit verlockenden Waren angefüllt, zogen Warrens Aufmerksamkeit auf sich. Immer wieder blieb er stehen und schaute trotz des Gedränges die schönen Sachen an.

Lorenz aber zog seinen Begleiter ungeduldig mit fort und bald bogen sie in eine enge Straße ein, die Warren im Vergleich mit den prächtigen Hauptstraßen wie ein elendes Gäßchen vorkam. Er wollte nicht weitergehen und lieber wieder umkehren.

„Nur Geduld,“ bat Lorenz. „Wir werden auch in dieser Straße Sehenswürdigkeiten finden. Hier z. B., rief er und führte Warren in ein glänzend erleuchtetes Lokal. Das ist ein Billardsaal. Laß uns dem Spiel ein wenig zusehen.“

In dem großen Raum befanden sich Duzende von feinen, plüschbezogenen Mahagonitischen, an deren jedem eine Anzahl Männer oder junge Leute



eifrig mit Stöcken und Kugeln hantierten. Warren war das alles zwar neu, aber dennoch nicht besonders interessant, und die beiden entfernten sich bald wieder.

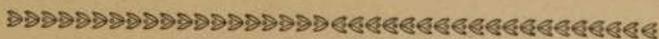
„Da ist eine Regelbahn,“ sagte Lorenz, nachdem sie ein Stückchen weitergegangen waren. „Das gefällt dir, denke ich, besser.“

Sie traten in das Lokal, in welchem es sehr lärmend zuging, setzten sich zu den anderen und schauten zu. Warren fand das Spiel bei weitem interessanter als vorhin in dem Billardsaal, obgleich die Leistungen der Mitspieler, soweit er es verstand, sehr gering waren.

„Wir dürfen uns hier nicht zu lange aufhalten,“ rief sein Begleiter nach einer Weile und Warren folgte ihm widerstrebend irgendwo anders hin. Diesmal wurde bei einer Schießbude Halt gemacht. Es war sehr unterhaltend, den Schützen zuzuschauen, wie sie künstliche Vögel und Kaninchen durchbohrten, welche sich im Hintergrund schnell vorüberbewegten, aber Lorenz versicherte seinen Freund, daß das Schönste noch kommen werde, und sie gingen weiter.

„Setz ins Royal,“ sagte Lorenz.

„Was ist denn das?“ fragte Warren.



„Ein Theater. Bist du noch nie im Theater gewesen?“

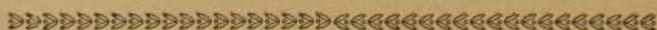
„Nein.“

„O, da ist's wunderschön. Im Royal werden die besten Vorstellungen gegeben. Heute Abend kommt eine besonders feine.“

„Wir gehen auf die Galerie,“ fuhr er dann fort, als sie durch einen langen Gang nach dem Billettschalter gingen.

Nachdem sie zwei Stock hoch emporgestiegen waren, wurden sie auf die Galerie gewiesen. Dort befanden sich bereits eine Anzahl junger Leute, deren Erscheinung und Betragen auf Warren nicht den besten Eindruck machte. Ein Polizist, der an der Wand lehnte, schien ein scharfes Auge auf sie zu haben und sah sich bald zu energischem Einschreiten veranlaßt. Einige von den Frechsten schwakten fortwährend sehr laut und brauchten die gemeinsten Redensarten. Erst nachdem er zwei zum Haus hinausgeworfen hatte, trat Ordnung und Ruhe ein.

Endlich ging der Vorhang auf. Zum ersten Male in seinem Leben sah Warren eine Volkstheatervorstellung. Da waren Mädchen und Frauen in prunkvollen Aufzügen und zum Teil nichts weniger



als anständig gekleidet. Da gab's aufregende Szenen und lächerliche Possen. Ein Säbelduell, eine Feuersbrunst, bei welcher ein Feuerwehrmann auf die waghalsigste Weise ein Mädchen rettete, und zum Schluß, offenbar die Glanznummer des Programms, ein Boxerkampf. Warren saß während der ganzen, ziemlich langen Vorstellung wie verstimmt auf seinem Platz, und als endlich der Vorhang fiel und alles den Ausgängen zueilte, erhob er sich ganz betäubt, als ob er von einem schrecklichen Traum erwachte.

„Jetzt gehen wir zu Hunters,“ sagte Lorenz.

„Na, und was sonst noch?“ fragte Warren.

„Etwas zu essen, natürlich. Hast du nicht furchtbar Hunger?“

„Allerdings, aber wir wollen lieber jetzt nach Hause gehen.“

„Nein, so preßiert's doch nicht. Morgen ist's Sonntag, da können wir den ganzen Tag ausschlafen, wenn wir wollen. Ich bin dafür, daß wir uns jetzt nach etwas zu essen umsehen.“

Bald saßen die beiden jungen Leute an einem der vielen Tische in einem großen Restaurant.

„Was nimmst du?“ fragte Lorenz.



„Ich weiß nicht; das gleiche, was du auch,“ antwortete sein Freund.

„Hamburger belegte Brötchen, Käse und Bier,“ sagte Lorenz zu dem Kellner.

„Bier! Was, Bier hast du bestellt?“ fragte Warren.

„Natürlich. Was wäre denn das für eine Esserei ohne Bier?“

„Man bekommt doch keinen Rausch davon, oder?“

„Nein, nein, da müßte man schon bedeutend mehr trinken, als wir. Sei nur zufrieden. Hier trinkt alles Bier.“

„Ich will keines; ich trinke lieber Wasser.“

„Nein, das tußt du nicht. Lern lieber erst Bier trinken. Es hat einen etwas eigentümlichen Geschmack, wenn man's nicht gewöhnt ist, aber es ist gesund. Es tut dir sicher gut.“

Als Lorenz sah, daß sein Freund sich trotzdem nicht entschließen konnte, sagte er: „Nur hinunter damit, Warren, du wirst dich doch nicht auslachen lassen wollen.“

„O, ich bringe es, glaub' ich, schon fertig,“ rief



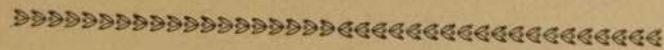
Warren, als er sein Glas nach einigem Widerstreben ausgetrunken hatte.

In später Stunde trennten sich die Freunde, und müde und mit schwerem Kopf kehrte Warren in seine Wohnung zurück.

Drittes Kapitel.

Ein Sonntag auf dem breiten Weg.

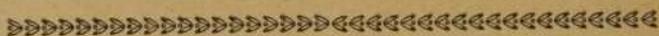
Todmüde nach all diesen Aufregungen des Großstadtlebens, denen leider so viele unserer jungen Leute sich tagtäglich hingeben, konnte Warren gegen seine Gewohnheit gleichwohl nicht sogleich einschlafen. Er war zu aufgeregt. Seine Gedanken waren zu lebhaft beschäftigt mit den mancherlei Erlebnissen der letzten sechs Stunden. In buntem Durcheinander wechselten vor seinen Augen aufregende Szenen und drollige Spässe miteinander und in seinen Ohren sumimte und brummte es, daß ihm der Kopf schwirrte. Es war ihm durchaus nicht wohl zumute dabei. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er gefehlt habe. Es war ihm, als spräche jemand zu ihm: „Du hättest heimgehen sollen. Du hast diesen Abend nicht so zugebracht, wie es sich für einen Christenmenschen geziemt.“



Nachdem er sich selber das Versprechen gegeben hatte, daß er nie mehr einen Abend so zubringen wolle, wie diesen und daß er jedenfalls am folgenden Morgen die Sonntagschule und den Gottesdienst besuchen wolle, wie er es immer gehalten, wurde es ihm endlich leichter und mit der Zeit schlief er ein.

Es war ziemlich spät, als er erwachte. Er war so müde und schläfrig, daß er fast nicht aus dem Bett kam. Schließlich kleidete er sich aber an und wollte, seinem Versprechen gemäß, den Gottesdienst besuchen. Einer der Stadtgeistlichen war ein naher Freund des Pastors in Tiefgrund und war einmal im letzten Winter in Solitude über Nacht gewesen. Die Kirche dieses Pastors wollte er aufsuchen, aber ein Blick auf die Uhr überzeugte ihn, daß es zum Gottesdienst bereits zu spät sei. Er frühstückte, ging dann auf sein Zimmer, legte sich auf's Bett und war bald wieder fest eingeschlafen.

Nicht lange nach Mittag wurde er von seinem Freund geweckt, der gekommen war, um ihm zu sagen, daß es Zeit sei, in den Vergnügungspark zum Fußballspiel zu gehen. Er wollte sich zuerst sträuben, mitzugehen, aber Lorenz wies seine Einwendungen



mit solcher Beredsamkeit zurück, daß er schließlich nachgeben mußte, und bald waren sie unterwegs in bester Stimmung.

Es war ein sonniger Nachmittag und eine herrliche Fahrt. Trotz des kühlen Wetters waren alle Wagen überfüllt. Warren, der so etwas noch nie gesehen, kam es vor, als ob die ganze Welt auf den Beinen wäre. Als sie an der Kreuzungsstelle der Straßenbahn in der unteren Stadt umsteigen wollten, war in den nach dem Park fahrenden Wagen kein Platz mehr zu finden. Es schien, als sollten sie ihren ganzen Plan aufgeben müssen. Nachdem sie mehrere Wagen vorbeigelassen hatten, in der Hoffnung, doch noch irgendwo einen Stehplatz zu bekommen, kam endlich einer, bei dem es ihnen gelang, sich zwischen die Leute auf dem Hinterperron hineinzuzwängen.

Am Eingang des Spielplatzes angekommen, drängten sie hastig nach vorne und befanden sich bald inmitten eines dichten Knäuels von Menschen, die sich in der rücksichtslosesten Weise einen Weg nach der Einlaßpforte bahnten. Von der wogenden Menge mit fortgerissen, standen die beiden binnen kurzem an der Kasse, sicherten sich mit vieler Mühe ihre



Karten und ließen sich dann mit den anderen zum Eingang weiterschieben. Glücklicherweise drinnen angelangt, eilte Lorenz voraus und einen breiten Gang entlang. Kurz darauf saßen die beiden mit mehreren Tausend anderer auf den Bankreihen, die sich an einer Seite des Platzes unter freiem Himmel hinzogen.

Welch ein Meer von Gesichtern auf allen Seiten! Was für ein Schieben, Stoßen und Drängen, um einen Sitzplatz zu erobern! Und dabei welch' schamlose Redensarten und haarsträubende Gemeinheiten! Diese tollen Spässe, dieses Gelächter und Gejohle!

Allmählich erschienen auch die Spieler. Unter dem tosenden Beifallsgeschrei der Menge nahmen sie ihre Plätze ein. Nach kurzen Verhandlungen der beiderseitigen Vertreter begann das Spiel.

Warren kannte das Spiel nicht und konnte sich deshalb zuerst auch nicht erklären, was das laute Beifallrufen und Händeklatschen zu bedeuten haben sollte. Lorenz dagegen verstand jede einzelne Bewegung der Mitspieler. Erst als er seinem Freund die verschiedenen Spielregeln und die von beiden Seiten angewandten Vorteile einigermaßen aus-



einandergesetzt, begann auch dieser Interesse an der Sache zu gewinnen und klatschte und schrie schließlich gerade so begeistert mit, wie Lorenz.

Es war schon spät am Nachmittag, als das Spiel zu Ende war. Die Freunde der gewinnenden Partei schriegen, brüllten und johlten fürchterlich, als die Ihrigen gegen den Schluß schnell vollends die Oberhand gewannen. Als dann der letzte für den Sieg erforderliche Punkt gewonnen war, erhoben sich bereits einige der Zuschauer von ihren Sitzen und stürmten den Ausgängen zu.

Die beiden jungen Freunde hielten sich etwas zurück und brachten es mit Mühe fertig, nicht über den Haufen geworfen zu werden, bis schließlich auch sie trotz des Gedränges glücklich vor dem Park draußen anlangten.

„Mit dem nächsten Wagen fahren wir heim,“ sagte Warren, als sie an der Kreuzungsstelle in der unteren Stadt ausstiegen. „Ich habe Hunger wie ein Wolf.“

„Ich auch,“ meinte Lorenz, „aber wir können auch hier in der Nähe etwas zu essen bekommen. Komm nur mit!“

„Aber nicht zu Hinters.“



„Nein, ich weiß noch einen besseren Platz in der Delawarestraße.“

Bald darauf saßen die beiden an einem Tisch in Lorimers Halle und warteten auf ihr Abendessen.

„Ich will kein Bier,“ sagte Warren, als für jeden ein Glas des schäumenden Getränks gebracht wurde.

„O, das ist so gebräuchlich hier. Die Inhaber dieses Lokales geben unentgeltlich eine Varietévorstellung und erwarten dafür, daß ihre Gäste etwas bestellen. Hier trinkt alles Bier,“ erklärte Lorenz.

„Ich möchte lieber etwas zu essen haben,“ entgegnete Warren.

„Das kommt dann später auch noch; es presiert ja gar nicht. Die Vorstellung beginnt erst in einer halben Stunde.“

Nachdem sie, wie es ihrem hungernden Magen vorkam, ziemlich lange gewartet hatten, wurde endlich das Essen aufgetragen. Während sie dasselbe zu sich nahmen, wurden eine Reihe von Theateraufführungen zum Besten gegeben. Zuerst erschien ein als Vagabund verkleideter Mensch, der eine Reihe derber Witze vortrug. Dann kam ein Frauenzimmer in einem kurzen Röschchen, das unter großem Bei-



fall der Zuschauer sang und tanzte und die tollsten Sprünge ausführte. Dann traten von zwei gegenüberliegenden Seiten der Bühne zwei Männer auf, von welchen der eine einen Deutschen und der andere einen Irländer vorstellte. Sie begannen ein lebhaftes Zwiegespräch, das schließlich in eine Balgerei ausartete. Dann kam wieder Gesang und Tanz und so fort.

Als das zweite Glas Bier gebracht wurde, meinte Lorenz: „Das können wir schon vertragen. Die meisten hier um uns herum sind, wie du siehst, schon am dritten.“

Nochte es nun das scharfgewürzte Essen ausmachen oder die Wärme im Lokal, die beiden hatten jedenfalls Durst und im Augenblick waren die Gläser wieder leer.

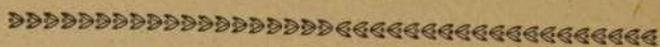
Als sich die Freunde zu später Nachtstunde trennten, waren sie sehr angeheitert und nicht mehr ganz sicher auf den Füßen. Sie hatten jedenfalls fest geschlafen, denn beide meldeten sich am folgenden Morgen erst mehrere Minuten nach dem letzten Pfeifensignal zur Arbeit.

Warren hatte einen schweren Kopf. Noch nie war ihm die Arbeit so sauer geworden, wie heute.



Er betrachtete es als ein Glück, daß sich den ganzen Vormittag niemand bei ihm sehen ließ; denn er hatte nicht halb soviel Korn geschaufelt, wie sonst. Noch nie hatte er die Mittagsstunde so herbeigesehnt, und als es Feierabend war, warf er seine Schaufel weg und schlich sich nach Hause. Er war so müde, daß er sich aufs Bett warf und sogleich einschlief. Als er am nächsten Morgen aufwachte, merkte er erst, daß er sich ungeessen und unausgekleidet schlafen gelegt hatte.

Die Woche über sah Warren nichts von dem Freund, da Herr Marchand seinen Neffen in Geschäften in eine andere Stadt geschickt hatte. Am Samstag Abend ging er heim zu den Seinigen. Seine Eltern und Geschwister hießen ihn herzlich willkommen. Am Sonntag freuten sich seine Freunde alle, ihn in der Kirche zu sehen. Seine Mutter hatte seine Lieblingspastetchen gebacken und alles so zubereitet, wie er es am liebsten hatte. Seine Schwestern erzählten ihm aufs genaueste, was sich irgend während seiner Abwesenheit in der Nachbarschaft zugetragen hatte. Seine Brüder hatten ihm frische Kastanien und Wallnüsse aufgehoben und der Vater setzte den Tisch zu einem Dominospiel in



Bereitschaft. Kurz, alle waren darauf aus, ihm eine Freude zu machen.

Warren war natürlich von seinem Besuch sehr befriedigt, aber als er an jenem Sonntag Abend wieder im Zug saß, um in die Stadt zurückzukehren, waren seine Gedanken nicht minder mit den lustigen Erlebnissen von voriger Woche beschäftigt, als mit dem, was er zu Haus an Liebe und Freundlichkeit hatte genießen dürfen. Ja, es schien ihm sogar vorzukommen, als ob das, was ihm die Heimat und auch sein Elternhaus zu bieten vermochte, sich nicht entfernt mit einem Samstag Abend in der Stadt vergleichen ließe.

In der folgenden Nacht war Lorenz wieder zurück und jeden Mittag und Abend steckten die beiden Freunde wieder beieinander und schwärmten von den Genüssen, in denen sie vor zehn Tagen geschwelgt, und verabredeten für den nächsten Samstag Abend eine neue Vergnügungstour. Jetzt bedurfte es bei Warren keiner großen Überredungskünste mehr, ihn zu neuen Abenteuern zu begeistern, wiewohl er bestimmt erklärte, das nächste Mal kein Bier mehr trinken zu wollen. Aber das Großstadtleben wollte er unter allen Umständen kennen lernen.



Er war mit der Ansicht seines Freundes, daß junge Leute ihr Leben genießen müßten, durchaus einverstanden. Wenn sein Gewissen sich leise dagegen sträubte, so beschwichtigte er es einfach damit, daß Lorenz ja ein Neffe von Herrn Marchand, ein geachteter Angestellter der großen Müllereigesellschaft und ein ganz netter, junger Mensch sei. Wenn er dem Beispiel von Lorenz Marchand folgte, konnte es jedenfalls nicht für ihn gefehlt sein.

Die zweite Vergnügungstour der beiden Freunde fiel ihrer Meinung nach nicht minder genussreich aus, als die erste. Es war so lustig, daß Warren beschloß, am kommenden Sonnabend in der Stadt zu bleiben und dieselben Lokale noch einmal zu besuchen. Das Varietéprogramm bei Lorimers und die Vorstellungen im Royal waren einfach wundervoll. Er konnte es kaum erwarten, bis er das nächste Mal wieder hinkam.

Lorenz und Warren wollte es bald zu lange vorkommen von einem zum andern Mal, sodaß sie beschlossen, auch dazwischen hinein einmal auszugehen. Warren war ganz vernarrt in das Variététheater. Die Besuche in der Heimat verloren immer mehr ihren Reiz gegenüber den Genüssen, welchen



er sich mit Lorenz jetzt zwei bis dreimal in der Woche hingab. Sein Gewissen machte ihm schon längst nicht mehr zu schaffen. Er war, sagte er sich, jetzt eben einfach älter und weltgewandter geworden. Wären seine Eltern nicht gewesen, die ihm mitunter ernste Vorstellungen machten, er wäre wohl noch seltener nach Solitude gekommen als bisher.

Niemand kann zweien Herren dienen. Auch Lorenz und Warren mußten zu dieser Erkenntnis kommen. Herr Marchand sah bald, daß er die beiden nicht länger im Geschäft brauchen könne. Nach den durchschwärmten Nächten konnten sie bei der Arbeit nichts leisten. Als wiederholte ernste Verwarnungen nichts fruchteten, wurden sie schließlich entlassen.

Viertes Kapitel.

Ueble Folgen.

Die jungen Leute waren natürlich nicht wenig überrascht, sich so Knall und Fall entlassen zu sehen. Lorenz vor allem hatte niemals entfernt an eine solche Möglichkeit gedacht. Als naher Verwandter des Direktors und in Anbetracht der Vertrauensstellung, die er volle zwei Jahre bei der Mülerei-



gesellschaft eingenommen hatte, hielt er die Möglichkeit seiner Entlassung für so gut wie ausgeschlossen. Warren war es schon bei der ersten Verwarnung von Herrn Marchand nicht mehr ganz geheuer, aber sein Freund beruhigte ihn, es sei nichts zu befürchten. Die Firma könne sie, meinte er, nicht so leicht entbehren und sein Onkel meine es nicht so böß.

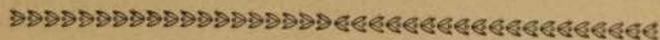
Als sich Warren aber die Sachlage wirklich klar machte, war ihm schlimm genug dabei zu Mute. Er sah wohl ein, daß es einfach unverantwortlich von ihm gewesen war, sein Glück so aufs Spiel zu setzen, und der Gedanke, daß die Seinigen daheim bald genug von der Sache hören würden, machte ihn tief unglücklich. Er wußte, wie schmerzlich das für seine Eltern sein mußte. Sie hatten ja keine Ahnung, auf welche Weise er seine Samstag Abende und Sonntage zubrachte. Er schämte sich im Innersten seines Herzens drin. Wäre er wirklich reumütig gewesen und sogleich heimgegangen, um seine Sünden zu bekennen und um Verzeihung zu bitten, so hätte er nach Gottes Willen Frieden finden können für sein geängstetes Herz. Das tat er aber nicht.

Lorenz seinerseits nahm es nicht so schwer.



„Wir werden schon sonstwo Arbeit finden,“ sagte er. Aber er täuschte sich. Zwei Monate lang durchstreiften sie die ganze Stadt und durchsuchten die Spalten der Tagesblätter nach Stellen. Erst als es allmählich dem Frühjahr zuging, fanden sie endlich Beschäftigung als Fuhrleute bei einer Straßenpflasterungsgesellschaft. Die Arbeit war nicht gerade schwer, aber die Arbeitszeit umso länger. Sie merkten bald, daß sie nicht mehr den nachsichtigen, guten Herrn Marchand über sich hatten. Ihr Aufseher war streng und unfreundlich. Da sie vor und nach der Arbeit auch für ihre Pferde sorgen mußten, waren sie von früh bis spät in Anspruch genommen. Da hatten sie die Woche über keine Zeit ins Theater zu gehen. Aber am Samstag Abend und am Sonntag hatten sie frei, und diese Zeit sollte auch fernerhin dem sogenannten Vergnügen gewidmet sein. In den Sommermonaten bot sich ihnen reiche Abwechslung. Da gab's Ballspiele, Picnicks, Ausflüge und mancherlei sonstige Vergnügungen genug, sodaß es ihnen nie an Unterhaltung fehlte. Gleich Taufenden sahen sie dem Sonntag als einem Tag des Vergnügens und der Zerstreuung entgegen.

Im Herbst aber waren die beiden Fuhrleute



bereits wieder ohne Beschäftigung. Ihre seitherigen Arbeitgeber verkauften ihr Geschäft an eine andere Firma, und der neuen Gesellschaft waren ihre Dienste entbehrlich.

Lorenz schlug eine Reise nach dem Süden vor. Er fühlte sich gesundheitlich gar nicht wohl. Bei seiner seitherigen Beschäftigung war er allen Anbilden des Wetters ausgesetzt gewesen und im Frühjahr hatte er sich eine Erkältung zugezogen. Er nahm es weiter nicht in acht und seine nächtlichen Streifzüge trugen auch nicht gerade zur Besserung bei. Aber ein leichter Blutsturz in Folge seiner heftigen Hustenanfälle ließ ihn dann doch die Sache ernst nehmen und er konsultierte einen Arzt, der ihm den Rat gab, nach Südkalifornien zu gehen. Da sich sein Zustand anscheinend besserte, beschloß er jedoch, nicht hinzugehen. Erst, als er dann wieder ohne Beschäftigung war, überlegte er sich die Sache noch einmal und reiste ab.

Warren konnte sich nicht zu der langen, teuren Reise entschließen und so trennten sich die beiden Freunde, nachdem sie ein Jahr lang Freud und Leid miteinander geteilt hatten.

Stellenlos und verhältnismäßig noch fremd in



der Stadt vermiste Warren den Freund schmerz-
lich. In seiner Verlassenheit kam ihm der Gedanke,
daß es das beste für ihn sein würde, nach Hause
zurückzukehren. Er überlegte sich die Sache auch
allen Ernstes, während er stellsuchend durch die
Straßen zog, und als er abends unverrichteter Sache
in sein einsames Stübchen zurückkehrte, mußte er
immer wieder an Solitude denken und an seine
Lieben, von denen er seit acht Monaten nichts mehr
gehört hatte. Wiederholt faßte er vor dem Ein-
schlafen den Entschluß, daß er dem Beispiel des
verlorenen Sohnes folgen und heimgehen und seine
Sünden bekennen und versuchen wolle, das Ver-
trauen seiner Eltern wieder zu gewinnen. Er stellte
sich vor, wie sehr sie ihn daheim vermiffen und wie
tiefbetrübt seine Eltern über sein Verhalten sein
würden. Aber sie würden ihn sicher mit Freuden
aufnehmen und ihm vergeben. Ja, er wollte heim-
gehen. Am nächsten Sonntag schon wollte er wieder
mit seinen alten Freunden in der Matthäuskirche
zusammentreffen.

Aber all diese guten Vorsätze, so aufrichtig sie
gemeint waren, sollten nicht zur Ausführung kommen.
Als er am andern Morgen erwachte, sah er die Sache



wieder ganz anders an. Er konnte sich des Ein-
drucks nicht erwehren, daß er sich lächerlich machen
würde, wenn er jetzt heimginge. Seine Eltern
würden ihm sicher schwere Vorwürfe machen. Seine
früheren Kameraden würden ihn als einen heim-
gekehrten Laugenichts behandeln. Nein, einer solchen
Demütigung konnte er sich unmöglich aussetzen.

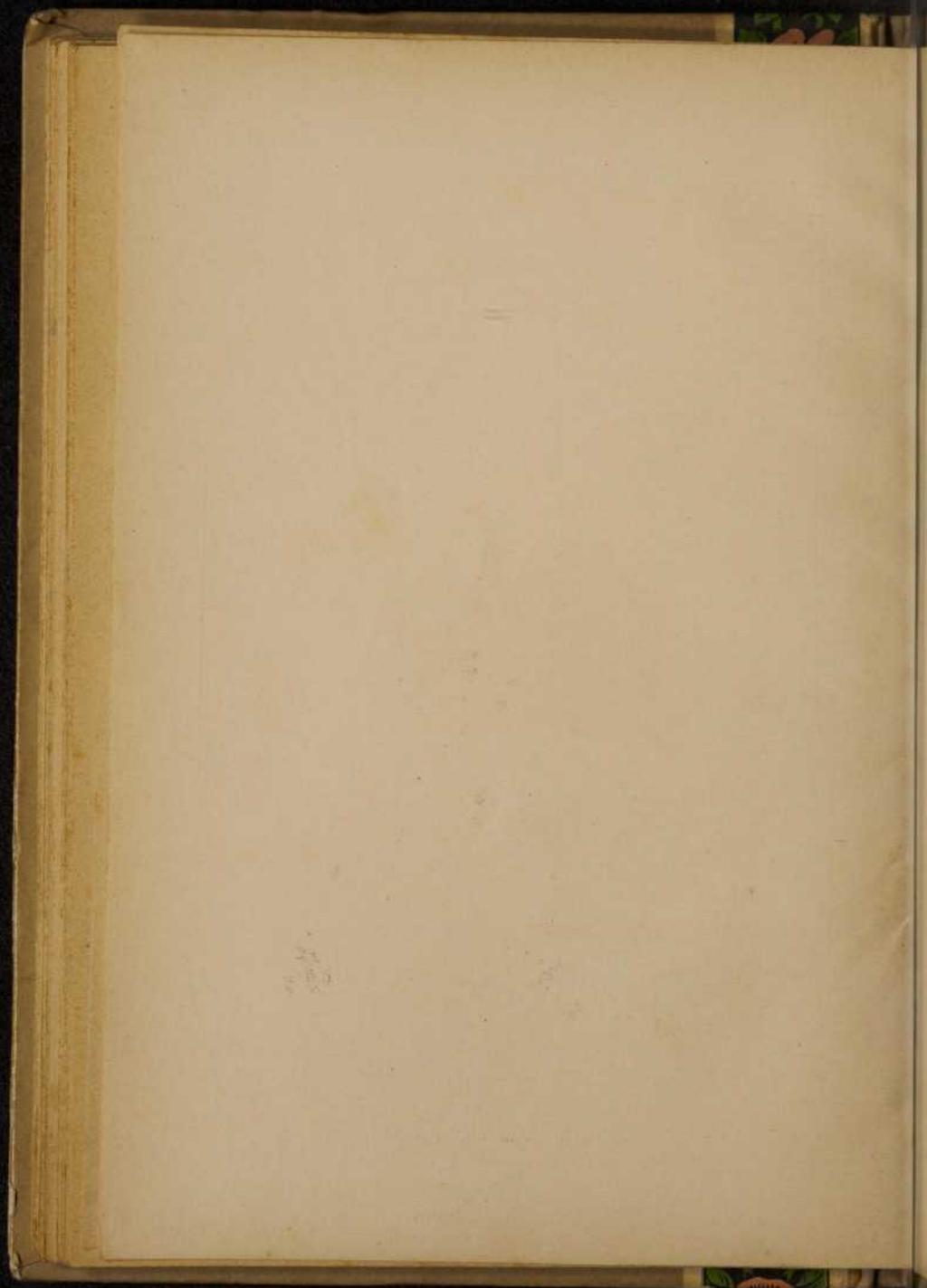
Zu Anfang des Winters fand er endlich wieder
eine Stelle. In einer entfernten Vorstadt war eine
Maschinenwerkstätte eingerichtet worden, und als
einer der ersten, die dort Arbeit suchten, fand er
eine Anstellung.

Die weiten Wege von und nach der Arbeits-
stätte waren ihm entleidet, und so suchte er sich denn
ein Haus in der Nähe, wo er Kost und Logis haben
konnte. Die neue Unterkunft behagte ihm an-
fänglich nicht sonderlich. Die Witwe Simpson, bei
welcher er sich eingemietet hatte, bewohnte ein kleines
Haus ganz draußen vor der Stadt. Ihre Behausung
war äußerst bescheiden und die Umgebung nichts
weniger als einladend. Dem neuen Logisherrn
kam es vor wie der traurigste, verlassenste Winkel,
den er je gesehen. Hätte er nicht für Kost und Woh-
nung bereits vorausbezahlt gehabt, so wäre er am



S. 44.

Die Arbeit war nicht gerade schwer.





Er merkte wohl, daß weit mehr hinter ihr steckte, als hinter all den Mädchen, die er bis jetzt kennen gelernt. Bald verspürte er eine ungewöhnliche Zuneigung zu der bescheidenen Therese, und ehe zwei Monate vergangen waren, hatte sich ein inniges Verhältnis zwischen den beiden entwickelt.

Ein Jahr, nachdem Warren ins Haus von Frau Simpson gekommen war, feierte er seine Hochzeit mit Therese und kurz darauf bezog das junge Paar eine neue Wohnung in einem der kleinen Arbeiterhäuser in der Nähe der Fabrik.

Therese übte einen heilsamen Einfluß auf ihren Gatten aus. Der junge Mann hatte völlig mit seiner Vergangenheit gebrochen. An der Seite seines christlichen Weibes vermied er die Gesellschaft seiner weltlich gesinnten, vergnügungsfüchtigen Freunde nicht mehr. Er zog die gehaltvolleren, dauerhafteren Freuden des häuslichen Lebens den hohlen, flüchtigen Genüssen vor, denen er früher in den Theatern und Vergnügungslokalen oder in den Restaurants und Trinkstuben der Großstadt nachgegangen war. Es schien, als verlange ihn nicht mehr nach diesen Dingen, ohne die er seither fast nicht leben zu können meinte.



Leider hatte er aber eine Leidenschaft, der er nicht zu widerstehen vermochte, und diese ward zu einer Quelle der Sorgen, Seufzen und Tränen für die sonst so glücklichen jungen Eheleute. Die Lehigh-Brauereigesellschaft glaubte nämlich aus der raschen Bevölkerungszunahme in der Vorstadt, wo die Maschinenfabrik lag, Nutzen ziehen zu können. Eines Sonnabends wurde in dieser Gegend ein Bierlokal eröffnet und den Angestellten der Fabrik die Mitteilung gemacht, daß sie alle für diesen Abend Jack Waldows Gäste sein sollten. Warren, welcher Jack von früher her kannte, so lange dieser Schenkellner bei Hunters gewesen war, glaubte die Einladung natürlich nicht zurückweisen zu dürfen.

Sehnsüchtig wartete Therese auf die Heimkunft des Gatten. Als er endlich nach zwei Stunden zurückkam, befand er sich in sehr übler Verfassung. Nur mit Mühe kam er die Treppen herauf und fiel dann über die Schwelle ins Zimmer herein. Nicht wenig erschrocken half ihm die junge Frau wieder auf die Füße. Er taumelte nach einem Stuhl hin, warf sich in denselben und starrte seine Lebensgefährtin völlig geistesabwesend an. Diese merkte bald, daß ihr Mann nicht, wie sie anfänglich geglaubt hatte,



krank, sondern betrunken sei. Ohne ein Wort zu sagen, bürstete sie ihn ein wenig ab, fuhr ihm mit einem Schwamm über sein Gesicht und veranlaßte ihn, sich hinzulegen.

Als der Kausch vergangen war, schämte er sich aufs tiefste vor sich selber. Er erklärte, daß ihm so etwas nie mehr in seinem Leben vorkommen sollte. Aber schon am Sonnabend darauf, nachdem er seinen Wochenlohn eingenommen, ging er wieder hin in die Wirtschaft und kam nachts genau so nach Hause, wie in der Woche vorher. Die geduldige, junge Frau schalt nicht, beschloß aber, alles aufzubieten, um ihn vom Wirtshaus wegzubringen. Am folgenden Sonnabend wußte sie es so einzurichten, daß sie um die Zeit des Feierabends an der Fabrik vorbeikam, und begleitete ihren Mann nach Hause. Drei Wochen lang ging alles gut, dann aber gewann die Leidenschaft des jungen Mannes wieder die Oberhand. Am Sonnabend lief er nach dem Abendessen einfach davon und zu Jack Waldow. Zu später Nachtstunde brachten ihn zwei Nachbarn schwer betrunken nach Hause.

Therese war tief betrübt, verlor aber trotzdem den Mut nicht. Sie gab sich teilweise selbst die Schuld,



da sie glaubte, daß sie sich nicht genug Mühe gegeben habe, es ihm daheim recht nett und gemüthlich zu machen. Sie hatten vor ihrer Verheiratung gar manchesmal abends ein Spiel miteinander gemacht. Warum taten sie das eigentlich jetzt nicht mehr? Sie schaffte sofort ein Domino, ein Schachbrett und ein Quartettspiel ins Haus und lud einige ihrer Nachbarn ein, gelegentlich des Abends ein Spiel mit ihnen zu machen.

Ihre Bemühungen waren aber nur zum Theil von Erfolg. Warren spielte zwar gerne mit, wischte aber trotz aller Vorsicht von seiten Theresens von Zeit zu Zeit immer wieder zu Waldows hinüber. Ja, es wurde ihm immer mehr zur Gewohnheit und sein tief bekümmertes Weib wußte bald kein Mittel mehr, ihren Mann vor dem traurigen Schicksal eines unverbesserlichen Trunkenbolds zu bewahren.

Fünftes Kapitel.

Zweierlei Heimkehr.

Warren Beckfield hatte mit seiner Lebensgefährtin eine gute Wahl getroffen. Therese besaß ein reiches Maß von Geduld, eine Charaktereigenschaft, welche für das Weib eines Trinkers viel wert



ist. Sie war aber nicht bloß eine geduldige, sondern auch eine wahrhaft christliche Frau. Sie hatte die feste Überzeugung, daß ihr bester Trost in ihrem Kreuz Gottes Kraft und Gnade sei. Und nicht minder war sie auch davon überzeugt, daß ohne diese Kraft ihre Bemühungen, ihren Mann von seiner Leidenschaft zu heilen, fruchtlos sein würden. Darum flehte sie inständig zu Gott, daß er ihr doch in diesem Kampfe beistehen möchte. Daneben aber fuhr sie fort, es ihrem Mann daheim so angenehm als möglich zu machen und gab sich alle erdenkliche Mühe, Warren zur Erkenntnis seines verkehrten Wesens zu bringen.

Zuguterlekt entschloß sie sich auch dazu, mit Jack Waldow ein Wort zu reden. Als sie eines Tages den Wirt an ihrem Hause vorübergehen sah, faßte sie sich ein Herz, eilte auf die Straße und stellte ihm vor, welches Kreuz durch ihn über ihr Haus gekommen sei. Sie redete ihm so zu Herzen, daß er ganz gerührt wurde. Er versprach, daß ihr Mann nie mehr betrunken aus seinem Lokal gehen sollte.

Warren widersezte sich übrigens den Bemühungen seines Weibes, ihn von seiner Leidenschaft zurückzuhalten, keineswegs. Er verstand es sehr



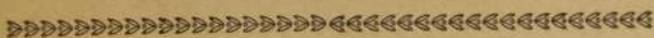
gut, warum sie ihn immer am Abend des Bahltages an der Fabrik abholte, zu seiner Unterhaltung Freunde ins Haus lud und gelegentlich über den Fluch der Unmäßigkeit mit ihm sprach oder ihm etwas darüber vorlas. Das ließ er sich alles gerne gefallen, aber als er hörte, daß sie seinetwegen mit Jack Waldow gesprochen habe, war er aufs äußerste entrüstet. Er war ganz empört, als der Wirt sich weigerte, ihm ein weiteres Glas zu verabreichen. Nun wollte er erst recht seiner Lust frönen. Mit zornigen Worten verließ er die Wirtschafft und setzte sich in die Straßenbahn, um nach der Stadt zu fahren. In Hunters Café dachte er schon auf seine Rechnung zu kommen. Dorthin wollte er gehen und trinken, bis er genug haben würde, mochte es auslaufen wie es wollte.

Als er bei Hunters eben im Begriff war, sein erstes Glas zu leeren, trat einer der Kellner auf ihn zu und sagte:

„Hallo, Beckfield, wo bist du denn seither gesteckt?“

„In Edgewood; ich arbeite in der Maschinenfabrik von Hartmann.“

„Wir haben dich wirklich vermißt. Nebenbei gesagt, dein alter Freund war vor einigen Tagen auch da und hat nach dir gefragt.“



„Meinst du Lorenz?“

„Ja, Lorenz Marchand.“

„Wann ist er denn von Kalifornien zurückgekommen?“

„Erst kürzlich. Es hat auch alle Zeit gehabt.“

„Wieso?“

„Wenn er noch einen Monat länger gewartet hätte, hätte er wahrscheinlich nicht mehr die Kraft gehabt, die weite Reise zu machen.“

„Ist er krank?“

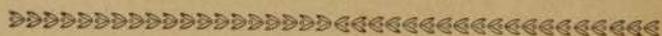
„O freilich; er befindet sich im letzten Stadium der Schwindsucht.“

„Ist's möglich! Er war ja allerdings ziemlich leidend, als er ging, aber ich dachte immer, im Süden werde er sich schon wieder erholen.“

„Er treibt's nicht mehr lange.“

Warren stellte das Glas auf den Tisch und schüttelte, als ihm der Kellner ein neues bringen wollte, ablehnend den Kopf.

„Warum preßiert's denn so?“ fragte der Kellner, als der junge Beckfield aufstand und sich der Türe zuwandte.



„Von Pressieren ist keine Rede, David; aber das hätte ich doch nicht geglaubt von Lorenz. Er habe nach mir gefragt, sagst du?“

„Ja freilich, er wünscht dringend, dich zu sehen. Er war sichtlich enttäuscht, als ich ihm sagte, wir könnten ihm über dein Verbleiben keine Auskunft geben.“

„Weißt du zufällig, wo ich ihn finden kann?“ fragte Warren.

„Nein.“

„Gut, dann sag ihm, wenn du ihn wieder siehst, er soll mich besuchen. Ich wohne No. 76 Woodland Avenue, bei der Maschinenfabrik von Hartmann.“

Der Kellner notierte sich die Adresse und Warren ging nach Hause.

Therese war angenehm überrascht, ihren Mann, nachdem sie lange genug auf ihn gewartet hatte, vollkommen nüchtern heimkommen zu sehen. Sie sagte übrigens kein Wort, aber die Freude ihres Herzens war deutlich in ihrem Gesicht zu lesen.

Spät am Sonntagnachmittag kam ein Mann und fragte nach Beckfields, und Warren eilte an die Türe, ihn zu begrüßen. Lächelnd streckte ihm der Fremde die Hand entgegen.



„Bist du's, Lorenz?“ sagte Warren.

„Soviel wenigstens noch von mir übrig ist,“ antwortete dieser.

„Komm herein, alter Freund; wie geht's?“ rief Warren.

„Keine Luft, fast keine Luft!“

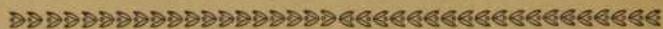
„Ja, das sehe ich; setz' dich nur hin.“

„Sehr gerne, alter Knabe,“ sagte der Gast und sank in einen Lehnstuhl bei der Türe.

Therese wurde aus dem anderen Zimmer herbeigerufen und dem Gast vorgestellt. Sie bestand darauf, daß Warren denselben ins Wohnzimmer führen sollte, und er gehorchte und sagte, indem er den Freund beim Arm ergriff: „Ich hörte, du habest nach mir gefragt. Ich habe David Scott meine Adresse hinterlassen, hätte aber nicht erwartet, daß du sie so bald bekommen würdest.“

„Vor zwei Tagen begegnete ich zufällig Jack Waldow, der mir sagte, wo du zu finden seist,“ sagte Lorenz.

„O, so hast du meine Adresse erfahren; ich dachte mir's doch, daß dich David nicht so bald sehen würde. Nun, es freut mich, daß du da bist. Wie ist dir's denn?“



„Nicht gut, Warren. Schon ein ganzes Jahr lang kann ich keinen Streich mehr arbeiten. Kalifornien hat mir nichts genügt.“

„Es ist mir leid, das zu hören, aber vielleicht hat dir's doch mehr genügt, als du meinst.“

Der Kranke schüttelte den Kopf und sagte: „Der Doktor sagt, es sei mir nicht mehr zu helfen. Aber für so schlimm halte ich's doch nicht. Ein paar Jahre halte ich, glaube ich, schon noch aus. Meinst du nicht auch?“

„O, freilich.“

„Ich bin eigentlich nicht krank. Wenn ich diese Atmungsbeschwerden nicht hätte, ginge mir's ganz gut. Das ist der einzige Fehler.“

„O, die Ärzte wissen auch nicht alles,“ sagte Therese tröstend.

„Natürlich nicht,“ meinte Warren. „Aber es ist doch zu arg, daß du gar nichts mehr arbeiten kannst. Wo wohnst du denn eigentlich?“

„Bei Onkel Louis.“

„Bei deinem Onkel?!“ rief Warren.

„Ja, Onkel Louis ist zwar ziemlich kurz angebunden, aber im großen und ganzen nicht unrecht. Es wäre besser gewesen, ich hätte ihm vor zwei Jahren



„Halt!“ rief Lorenz, die Hand erhebend. „Er ist nicht so schlimm gewesen, Frau Beckfield. Er hat zwar ordentlich hinausgeschlagen, aber daran bin nur ich schuld. Ich habe ihn dazu verleitet.“

„Das ist dir bei mir nicht schwer geworden. Ich bin zum mindesten ebenso schuldig,“ meinte Warren.

„Nein, nein, aber jetzt sehen wir's beide ein, nicht wahr, wie wir uns verfehlt haben,“ sagte Lorenz.

„'s ist aber auch höchste Zeit dazu,“ entgegnete Warren und senkte traurig den Kopf.

„Ja, auch du siehst es ein, nicht wahr, und mit der Zeit wird noch alles recht werden,“ sagte Therese und legte zärtlich die Hand auf die Schulter ihres Gatten.

„Natürlich,“ sagte Lorenz, „wir sind eben auch noch jung gewesen und —“

Ein Hustenanfall schnitt ihm das Wort vor dem Mund ab, und Warren und Therese gerieten in große Aufregung. Der Anfall ließ nicht nach, bis der junge Mann völlig erschöpft war. Warren half ihm, sich auf ein Bett legen und suchte es ihm bequem zu machen.



einander vergeben, weil der liebe Heiland auch uns tagtäglich vergibt.“

„Ja, ich bin sicher ein großer Sünder,“ seufzte Lorenz.

„Kein größerer, als ich,“ rief Warren.

„Wir fehlen alle mannigfaltig,“ sagte Therese. „Auch die besten Menschen fehlen, aber Jesus vergibt denen, die bei ihm Vergebung suchen.“

„Ach, welcher Trost für einen Menschen, der sich so vieler Sünden anzuklagen hat, wie ich, aber ich werde —“

Lorenz brachte den Satz nicht zu Ende. Ein neuer Hustenanfall kam. Nachdem er sich wieder soweit erholt hatte, bestand Therese darauf, daß er sich niederlegen solle. Willig zeigte er sich dazu bereit; es war zum Erbarmen, wie er nach Atem rang.

Es dauerte nicht lange, so war der Kranke eingeschlafen. Nachdem Warren Herrn Marchand telephonische Mitteilung gemacht, begaben auch er und Therese sich zur Ruhe.

In der Nacht hörte Therese ein sonderbares Geräusch, das aus dem Gastzimmer kam. Sie stand auf, weckte ihren Mann und eilte die Treppe hinunter. Warren eilte ihr sofort nach. Sie fanden Lorenz



in furchtbarer Atemnot. „Ich halte es nicht mehr aus,“ stieß er mühsam hervor.

„Schauen Sie auf zu dem Heiland und halten Sie sich ganz an Ihn, ganz an Ihn!“ rief Therese.

Der Kranke nickte mit dem Kopf und versuchte zu sprechen, brachte aber keinen Laut mehr heraus. Schon im nächsten Augenblick verlor er das Bewußtsein und gleich darauf schlummerte er ganz sanft und friedlich ein.

„Armer Lorenz!“ seufzte Warren und senkte das Haupt, um die Tränen zu verbergen, die ihm über die Wangen liefen.

„Nun ist er in eine bessere Welt hinübergegangen,“ sagte Therese.

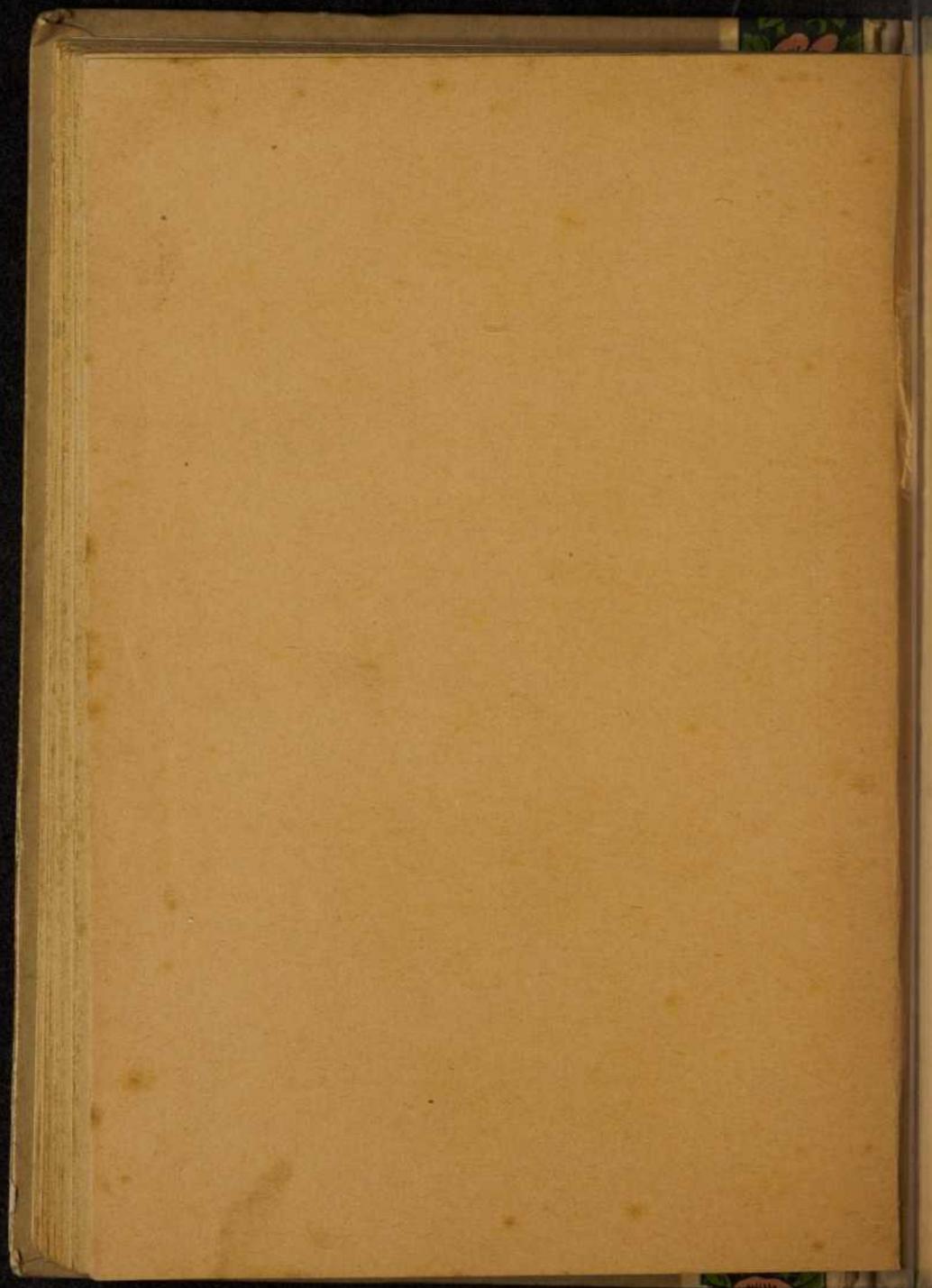
Am ersten Sonnabend nach dem Leichenbegängnis fuhren Warren und Therese mit dem Abendzug nach Tiefgrund. Mit offenen Armen wurden sie in Solitude aufgenommen. Beckfields hatten durch Herrn Marchand von dem Leben und Treiben ihres Sohnes bereits gehört. Sie hatten sich seinen Fall in den düstersten Farben ausgemalt, — — weit ärger, als es in Wirklichkeit war. Wie groß war ihre Freude, als sie sahen, wie aufrichtig er seine Fehler bereute und wie aufrichtig er zur Umkehr



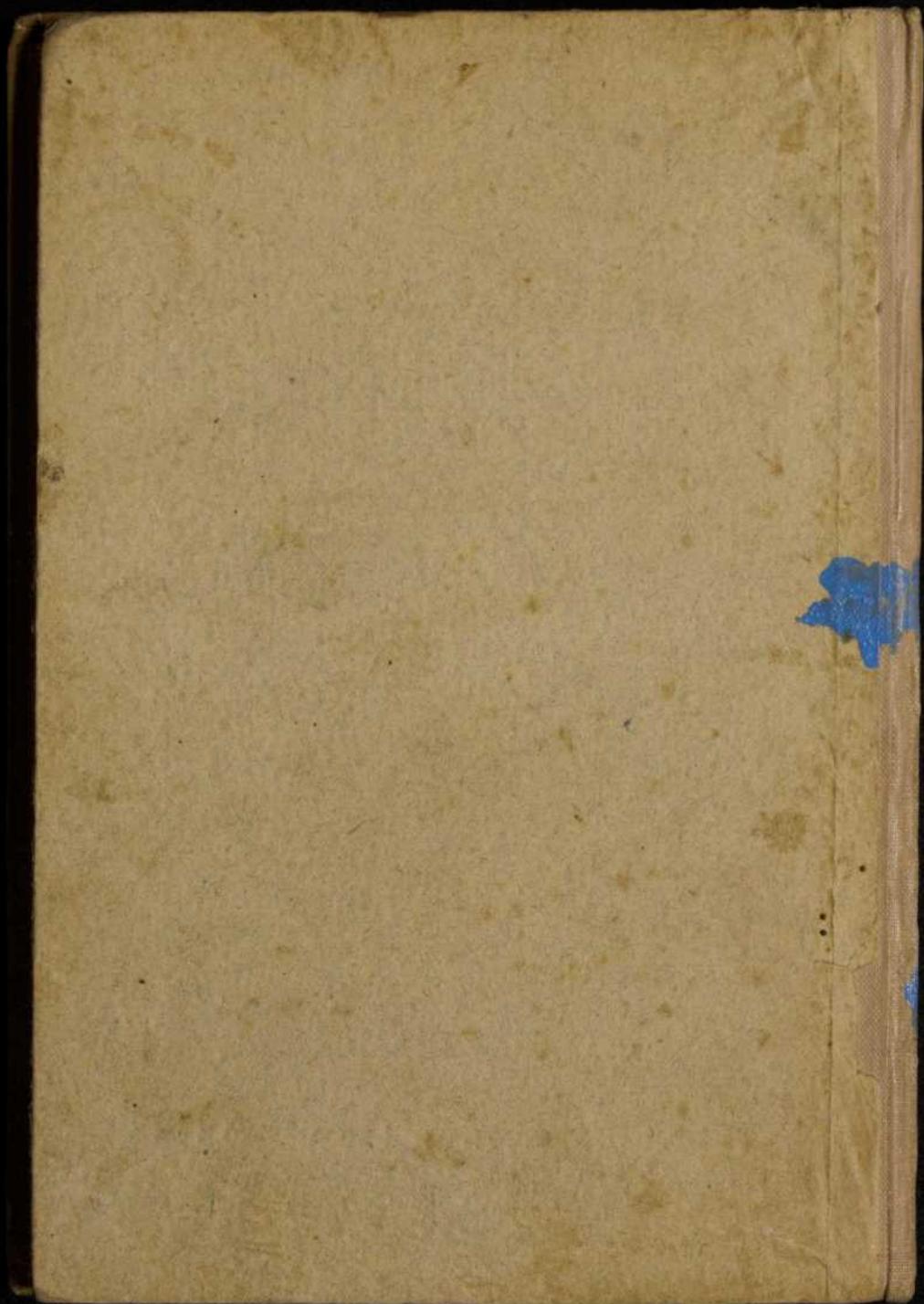
bereit war. Therese gewann ihre Herzen im Sturm, besonders nachdem sie den Eindruck gewonnen hatten, daß sie eine brave, gottesfürchtige Frau sei. Sie hofften zuversichtlich, daß der verlorene Sohn für immer dem alten Leben abgesagt haben werde, und die Zukunft hat diese ihre Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen.

In Solitude ist wieder das alte, stille Glück eingelehrt. Tiefgrund hat einen Zuwachs von zwei jungen Leuten bekommen, die wesentlich zur Förderung und Bereicherung des gesellschaftlichen Lebens beitragen. Die Matthäusgemeinde aber zählt zwei weitere fleißige Kirchenbesucher und der langvermißte Baß singt wieder mit im Kirchenchor, tiefer und voller, denn zuvor.









3782

Daheim und draußen.

Erzählung

von

G. W. Lofe.



Konstanz.

Buch- und Kunstverlag Carl Hirsch U. G.



ZSA79

Q9

UB BIELEFELD

5.17

990/4478982+01



K

KLZ

Q9
ZSA79
Q9